

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 12 (1913)

Artikel: Viktor Hehn [Fortsetzung und Schluss]
Autor: Zollinger, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-763996>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

VIKTOR HEHN

II.

Als romantisch-schwärmerischer Wallfahrer ist der sechsundzwanzigjährige Viktor Hehn zum erstenmal durch das gelobte Land gepilgert, für jeden Eindruck äußerst empfindlich, aber doch schon erfüllt von dem Drang, überall das Walten ewiger Kräfte zu erlauschen. Viermal ist der Petersburger Hofrat nach dem Süden gezogen, und was ihm Italien ward, das hat er in seinem Buch über Italien, dem 1844 als eine Art Objektivierungsversuch der Tagebuchnotizen eine feine Skizze „Über die Physiognomie der italienischen Landschaft“ vorausgegangen war, in klassisch schöner, plastischer Sprache bekannt. An alle deutschen Landsleute, die hungern und dürsten nach wahrer Kultur, wendet sich das Buch, an die Menschen, die

. . . das Bedürfnis fühlen, ein Ganzes zu werden und wahre Menschlichkeit in sich zu entwickeln, die endlich, um das letztere zu erreichen, aus der Dürre der Technik und Mechanik, des gemeinen Verstandes und groben Nutzens, gern zu Kunst und Altertum, zu der Naturgestalt und uralten Kultur des Südens wie zu einem reinen Bildungs- und Lebensquell flüchten, . . . aber es stellt sich zugleich bewaffnet mit der scharfen Klinge der Satire als Tempelhüter an die Pforte, um dem Unberufenen den Eintritt zu wehren. Den Eilfertigen vor allem, die in einem hastigen Flug Italiens Wunder zu erhaschen wähnen, ruft Hehn ein gebieterisches Apage! entgegen. Mancherlei hat der Italiener dringend nötig: jugendfrische, durstige Sinne, eine gründliche humanistische Vorbildung und Zeit, viel, viel Zeit, ein volles Jahr zum mindesten, denn wer dem Lande gerecht werden will, braucht alle vier Jahreszeiten, und die gemächliche Fahrt im Vetturino bietet weit höheren Genuss als das atemlose Dahinrasen im Eisenbahnzug mit der vorgespannten, rauchhustenden Lokomotive, der „fernen, fremden, amerikanischen Erfindung“. Nur den ungestümen Eindringling empfängt Italien mit einem Heer von Unannehmlichkeiten, mit lärmenden Portiers, unverdaulichen Speisen, mogelnden Krämern, zudringlichen Bettlern, mit Stechmücken, sengendem Sonnenbrand und bitterkalten Frühlingsnächten.

Auch die Natur enthüllt ihre Reize nur dem ernstlich Suchenden. Wer von den Alpen mit ihren grünen Tälern und gigantischen Felsmassiven, den sprühenden Wasserfällen und stillen

Wäldern und blauen Seen in die Poebene hinabsteigt und da „gesteigerte nordische Natur“ zu finden hofft, wird sich bald enttäuscht nach Norden zurückwenden: weite, schmachtende Ebenen, durchzogen von wasserleeren Flussbetten, dehnen sich vor ihm aus, zu beiden Seiten der mehlweißen Landstraße brechen bestäubte Stachelkräuter aus Mauern und Felsritzen, abgebrochene Agaven, triste Ölbäume, zerzauste Pinien beleben notdürftig die Hänge welliger Hügel. Aber gerade in dieser scheinbaren Öde und Armut der Landschaft erkennt der verständige Gast die „Fülle der wirkenden Natur, die bis zu reiner und ganzer Darstellung ihrer selbst gelangte“. Die Schweizer Landschaft „versperert sich selbst“, die norddeutsche Ebene, „verliert sich ins Vage“, in Italien dagegen erscheint

. . . alles eigensinnig Maßlose in seinen Umrissen von einer versöhnenden Hand oder einem immanenten Prinzip sich selbst beherrschender Schönheit vertilgt und zur Grazie zurückgeführt. . .

Da sind Inhalt und Form vollkommen versöhnt; die ganze Natur ist ein harmonisches Kunstwerk, in dem das Innere vollkommen im Äußern aufgegangen ist. Wie der italienischen Kunst die Darstellung der menschlichen Gestalt und Tat besser gelang als die der Natur, so ist auch die italienische Landschaft eher plastisch-architektonisch als lyrisch-musikalisch;

. . . sie reicht nie in leerer Sehnsucht über die Wirklichkeit hinaus; mit der stillen Gleichgültigkeit eines antiken Marmorbildes ruht sie selbstgenügsam über den Tiefen ihres unendlichen Inhalts. . .

Wie ein gewaltiges plastisches Bild liegt sie vor dem Auge da, das sehen gelernt hat, und verzichtet gleichmütig auf jegliche Ergänzung und Steigerung durch die nachschaffende Phantasie.

Wie die Natur drückt auch die Architektur „ruhiges Dasein“ aus; statt der steilen Giebel und spitzen Türmchen, womit die deutschen Häuser „unruhig zum Himmel fliegen“, krönt die italienische Villa ein flaches Dach mit zierlicher Ballustrade oder würdevoller Kuppel, und während im Norden plumpe Pfeiler die Wände mühsam stützen, ruht hier das Dach auf schlanken, heitern Säulen. Was die südeuropäische Vegetation vorgedacht, das dichtet das italienische Landhaus architektonisch um, und so umgibt es mit dem kunstvoll angelegten Park den Besitzer „in stillen, reinen Umrissen wie eine humanisierte, ideale Natur“.

Die klare innere Harmonie, die die Landschaft ausdrückt, ist auch dem Italiener eigen; in seiner Gestalt hat die ihn auszeichnende „Geistes- und Empfindungsfülle volles, sinnliches Formdasein gewonnen“. Der Nordländer ist massiv, langsam, ungenlenk; selbst die gewöhnlichen Gebärden, die die Rede begleiten, erscheinen als mühevoller Überwindung der Schwere — am Italiener dagegen ist alles Form, und auch der Geringste erscheint im edlen Anstand seiner Haltung und Bewegung als der Erbe der Alten: der Hirtenknabe, der, auf seinen Stab gestützt, sinnend in die Ferne schaut, die Bäuerin, die den Korb mit dem Säugling in würdevoller Grazie auf dem Kopf balanciert, der trotzige Bursche, der sich grätschbeinig, beide Hände in den Gürtel gesteckt, mitten auf der Straße aufpflanzt — selbst der Bettler „stellt sich da als ein König im Elend dar“. Dabei bleibt der Italiener aber doch stets eine runde, ganze Persönlichkeit; das deutsche Philistertum, die Geistesstumpfheit der „phantasielosen und wohlmeinenden Söhne der Gewohnheit“ ist seinem Wesen durchaus fremd, und ebenso sinkt er niemals durch Amt oder Beschäftigung zum „bloßen Fragment herab, das nichts enthält, als was das ihm aufgedrückte Berufszeichen sagt“. Aber der Italiener lungert doch so gerne tatlos auf Straßen und Plätzen umher und schläft am helllichten Tag auf den Steinfliesen vor dem Kirchenportal! Gewiss — er ist eben *auf der Straße* faul, der Deutsche dagegen vergisst in seiner Entrüstung, wie manche Stunde er *zu Hause* „in der Gemächlichkeit des Schlafrocks mit wenig Witz und viel Behagen verdehnt“. Und darf man sich wirklich so sehr darüber entsetzen, dass die angeborene Pfiffigkeit den Italiener reizt, aus der schwerfälligen Trägheit des Nordländers Nutzen zu ziehen?

Freilich, ganz blind ist Viktor Hehn für die Schwächen des italienischen Nationalcharakters durchaus nicht. Zugegeben: der Italiener zeigt im Verkehr mit den Tieren eine entschiedene Neigung zur Grausamkeit, aber den Grund dafür findet Hehn in der ererbten antiken Sinnesart, die noch kein sentimentales Verhältnis des Menschen zum Tier kennt; er hat kein besonderes Talent für die Behaglichkeit des Familienlebens, aber das Leben des Südländers spielt sich eben zum größten Teil draußen im Freien ab. Immerhin könnte die Freude der Italiener an äußerlichem Pomp, der „deklamatorische Kothurn“, die *politica spettabile* —

der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes verhängnisvoll werden; das geeinte Italien wird erst beweisen müssen, dass es neben verfrühtem Siegesjubel auch die „mannhafte, ernste, wortkarge, zähe, dauernde, immer streitbare Tugend kennt, die allein den realen Forderungen des Tages gewachsen ist“.

Die Nachtseiten der italienischen Volksseele zeigen sich am deutlichsten bei den Sizilianern, und zwar besonders bei den Bewohnern des westlichen Sizilien, das wohl von Afrika aus besiedelt worden ist. Sizilien, ein halb barbarisches Land, das kein achtzehntes Jahrhundert gehabt hat, sondern geradewegs aus dem Mittelalter kam, ist für die Freiheiten, die der moderne Staat dem Einzelnen einräumt, einfach nicht reif; die Pressfreiheit hat einen Schwall von Revolverblättchen gezeitigt, die der Menge törichtem Tyrannenhass einimpfen und sich daneben doch vor der allmächtigen Mafia ducken, das Strafgesetzbuch ist zu milde, der Geldverkehr infolge der wirtschaftlichen Freiheit unglaublich leichtfertig, und die Eisenbahnen vermögen diese Schäden so wenig zu heben wie die pilzartig emporschießenden Schulen, die nach Hehns Ansicht der Überlieferung und der Rasse gegenüber ohnmächtig sind. Was dem Lande not täte, wäre ein straffes, gerechtes absolutistisches Regiment.

Die Insel selbst allerdings, die Goethe den Schlüssel zu allem nannte, ist auch Hehn *erst* Italien; das sind sie, „die Berge, die Linien des Südens, dies die kristallene Luft, das energische, alle Dinge in einen zitternden Schleier hüllende Licht“. Selbst die vegetationslose Natur ist in ihrer Erstarrung klassisch schön; das „edel schöne Medusenantlitz“ trägt hier auch die ganze Landschaft, und schauend, nicht mehr bloß ahnend, erfasst der Wanderer das Wesen des griechischen Altertums, das die strengen, maßvollen Linien des altdorischen Tempelstils schuf und die Furcht vor den Göttern predigte.

Das ist das Eigenartige an Viktor Hehns Naturbetrachtung: nicht auf das Malerische, das Tableau kommt es ihm an; das Landschaftsbild spricht zu diesem ausgesprochen *episch* empfindenden Geist erst durch die große geschichtliche Vergangenheit, von der es dem Kundigen erzählt. Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere“ leisten den Nachweis, dass die für unser Empfinden typische Natur Italiens ihren heutigen Charakter wesentlich erst

durch die kulturelle Tätigkeit des Menschen in der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter gewonnen habe;

. . . die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage; das übrige ist ein Kern der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden, ordnenden, veredelnden Kultur, . . .

und in keinem Land ist die harmonische Durchdringung von Natur und Kultur so glatt gelungen wie in Italien. Italien ist Natur, veredelt durch Kultur und dadurch zur wahren Natur geworden. Nicht mit dem farbendurstigen Auge des Malers, das hier, wie ihm scheint, wenig Fesselndes fände, schaut Hehn von der Höhe der Villa Mellini auf die ewige Stadt herab; doch er fühlt alle Schauer der Jahrtausende um die sieben Hügel wehen, und andächtig staunend findet er den Wurzelboden der eignen Existenz unter den Ruinen der Kaiserstadt. Gerade so wie Goethes Wanderer — er hat das Gedicht selbst meisterhaft analysiert — wird ihm Italien darum besonders teuer, weil ihn überall die Spuren ordnender Menschenhand, die Reste heiliger Vergangenheit von dem bildenden Geist auf die Knie niederzwingen: ein moosbewachsener Architrav, eine halbverwischte Inschrift auf ausgelaufener Marmorplatte, oder gar die Trümmer eines heitern Tempelchens, mit Epheu bekleidet, und daran angeklebt die dürftige Hütte, die Herberge gesunden, einfältigen Lebens. — Ein ähnliches Bild fängt — bei Andersen, den Hehn kaum gekannt hat — der romantische Maler im dänischen Giebelstübchen auf, wie ihm der Mond von Rom erzählt, von dem armseligen Lehmhaus zwischen den geborstenen Marmorsäulen des Kapitols und dem kleinen, barfüßigen Mädchen, das weinend vor den Scherben des Wasserkruges steht und die Hand nicht nach der am Bindfaden hängenden Hasenpfote auszustrecken wagt, dem Glockenzug der Kaiserburg!

Unsichtbar begleitet Hehn auf allen seinen Fahrten durch das gelobte Land der Geist des größten Italienpilgers aller Zeiten, dem selbst der unliebenswürdige Heine mit dem bewundernden Worte huldigte: „Die Natur wolle wissen, wie sie aussah, und sie erschuf Goethe“; Mignons Lied gibt die Melodie, die das Werk Viktor Hehns mannigfach variiert und zur gewaltigen Symphonie ausspinnt.

der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes verhängnisvoll werden; das geeinte Italien wird erst beweisen müssen, dass es neben verfrühtem Siegesjubel auch die „mannhafte, ernste, wortkarge, zähe, dauernde, immer streitbare Tugend kennt, die allein den realen Forderungen des Tages gewachsen ist“.

Die Nachtseiten der italienischen Volksseele zeigen sich am deutlichsten bei den Sizilianern, und zwar besonders bei den Bewohnern des westlichen Sizilien, das wohl von Afrika aus besiedelt worden ist. Sizilien, ein halb barbarisches Land, das kein achtzehntes Jahrhundert gehabt hat, sondern geradewegs aus dem Mittelalter kam, ist für die Freiheiten, die der moderne Staat dem Einzelnen einräumt, einfach nicht reif; die Pressfreiheit hat einen Schwall von Revolverblättchen gezeitigt, die der Menge törichtem Tyrannenhass einimpfen und sich daneben doch vor der allmächtigen Mafia ducken, das Strafgesetzbuch ist zu milde, der Geldverkehr infolge der wirtschaftlichen Freiheit unglaublich leichtfertig, und die Eisenbahnen vermögen diese Schäden so wenig zu heben wie die pilzartig emporschießenden Schulen, die nach Hehns Ansicht der Überlieferung und der Rasse gegenüber ohnmächtig sind. Was dem Lande not täte, wäre ein straffes, gerechtes absolutistisches Regiment.

Die Insel selbst allerdings, die Goethe den Schlüssel zu allem nannte, ist auch Hehn *erst* Italien; das sind sie, „die Berge, die Linien des Südens, dies die kristallene Luft, das energische, alle Dinge in einen zitternden Schleier hüllende Licht“. Selbst die vegetationslose Natur ist in ihrer Erstarrung klassisch schön; das „edel schöne Medusenantlitz“ trägt hier auch die ganze Landschaft, und schauend, nicht mehr bloß ahnend, erfasst der Wanderer das Wesen des griechischen Altertums, das die strengen, maßvollen Linien des altdorischen Tempelstils schuf und die Furcht vor den Göttern predigte.

Das ist das Eigenartige an Viktor Hehns Naturbetrachtung: nicht auf das Malerische, das Tableau kommt es ihm an; das Landschaftsbild spricht zu diesem ausgesprochen *episch* empfindenden Geist erst durch die große geschichtliche Vergangenheit, von der es dem Kundigen erzählt. Hehns „Kulturpflanzen und Haustiere“ leisten den Nachweis, dass die für unser Empfinden typische Natur Italiens ihren heutigen Charakter wesentlich erst

durch die kulturelle Tätigkeit des Menschen in der Übergangszeit vom Altertum zum Mittelalter gewonnen habe;

. . . die Natur gab Polhöhe, Formation des Bodens, geographische Lage; das übrige ist ein Kern der bauenden, säenden, einführenden, ausrottenden, ordnenden, veredelnden Kultur, . . .

und in keinem Land ist die harmonische Durchdringung von Natur und Kultur so glatt gelungen wie in Italien. Italien ist Natur, veredelt durch Kultur und dadurch zur wahren Natur geworden. Nicht mit dem farbendurstigen Auge des Malers, das hier, wie ihm scheint, wenig Fesselndes fände, schaut Hehn von der Höhe der Villa Mellini auf die ewige Stadt herab; doch er fühlt alle Schauer der Jahrtausende um die sieben Hügel wehen, und andächtig staunend findet er den Wurzelboden der eignen Existenz unter den Ruinen der Kaiserstadt. Gerade so wie Goethes Wanderer — er hat das Gedicht selbst meisterhaft analysiert — wird ihm Italien darum besonders teuer, weil ihn überall die Spuren ordnender Menschenhand, die Reste heiliger Vergangenheit von dem bildenden Geist auf die Knie niederzwingen: ein moosbewachsener Architrav, eine halbverwischte Inschrift auf ausgelaufener Marmorplatte, oder gar die Trümmer eines heitern Tempelchens, mit Epheu bekleidet, und daran angeklebt die dürftige Hütte, die Herberge gesunden, einfältigen Lebens. — Ein ähnliches Bild fängt — bei Andersen, den Hehn kaum gekannt hat — der romantische Maler im dänischen Giebelstübchen auf, wie ihm der Mond von Rom erzählt, von dem armseligen Lehmhaus zwischen den geborstenen Marmorsäulen des Kapitols und dem kleinen, barfüßigen Mädchen, das weinend vor den Scherben des Wasserkruges steht und die Hand nicht nach der am Bindfaden hängenden Hasenpfote auszustrecken wagt, dem Glockenzug der Kaiserburg!

Unsichtbar begleitet Hehn auf allen seinen Fahrten durch das gelobte Land der Geist des größten Italienpilgers aller Zeiten, dem selbst der unliebenswürdige Heine mit dem bewundernden Worte huldigte: „Die Natur wolle wissen, wie sie aussah, und sie erschuf Goethe“; Mignons Lied gibt die Melodie, die das Werk Viktor Hehns mannigfach variiert und zur gewaltigen Symphonie ausspinnt.

als die katholische“, und gedankenarme philologische Schnüffelei entfremdeten den modernen Menschen den Idealen der antiken Welt. Erst das große achtzehnte Jahrhundert brachte den Deutschen durch Goethe die Erfüllung der humanistischen Zukunftshoffnung: „die innere Freiheit und Schönheit des Gemütes“.

In Italien ist Goethe zum Bewusstsein seiner selbst erwacht; aber Italien hat Goethe nicht geschaffen: es hat nur ins Licht der reinen Form gehoben, was die südwestdeutsche Heimat, das Volk, dem er entstammte, in ihn gelegt hatte. Dass der Kulturwert einer menschlichen Gesellschaft durch anthropologische Faktoren bestimmt sein müsse, das war Hehn bei der Musterung des sizilischen Völkerchaos aufgedämmert; der erste Aufsatz der „Gedanken über Goethe“ unternimmt als früher Vorläufer einer in unsern Tagen erscheinenden Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften weitausholend das Wagnis, diese Betrachtungsweise auch für das Studium der dichterischen Persönlichkeit fruchtbar zu machen. Nur vom heitern Südwesten Deutschlands, nicht vom starren, düstern Nordosten konnte der Genius ausgehen, durch den „nach so langer Verödung der auf der Nation liegende Bann sich lösen“ sollte — weder scharfer kritischer Verstand, noch heldenmütige Mannestat war da vonnöten, sondern „die Naturkraft der Phantasie und der Adel und die Schönheit der Form“. Scharf standen sich um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts der Norden und Süden gegenüber. Preußen war ein Militär- und Beamtenstaat geworden, dessen komplizierte Maschinerie tadellos funktionierte; aber einen großen Dichter konnte dieses unendlich praktische Staatswesen ebenso wenig hervorbringen wie Österreich, wo ein fanatisches Priestertum die reichen poetischen Kräfte des Volkes ertötete. Im südwestlichen Mitteldeutschland dagegen herrschte Individualität, Wachstum, Geistesfreiheit, gut bürgerliche Behaglichkeit, beschauliche Sitteneinfalt; aus dem nahen Frankreich kam, wohl empfangen, die zierliche Kleidermode herübergetänzelt, und der Gott des Weines und der rauschenden Fröhlichkeit fand hier willigere Verehrer als Hermann der Cherusker. Das Schwert zu führen war dieses vergnügte Völklein allerdings nicht tauglich — der wehrhafte Vogt des Nordens schmiedete später dem neuen Reich die Form, aber der Südwesten gab ihm den humanen, idealen In-

halt und führte das politisch abseits stehende Österreich durch die Literatur dem geistigen Organismus wieder zu.

Goethe wurzelt mit seinem ganzen Wesen in der fränkischen Heimat. „Alle Dichtungen Goethes,“ sagt Hehn an einer berühmten Stelle seiner Schrift über ‚Hermann und Dorothea‘ (S. 61) „sind nur später aufschlagende Blüten seines Main- und Rheinaufenthaltes“; dem Weimarer Hofmann ist zu Mute wie der Linde, der man Äste und Gipfel weggeschnitten, dass sie neuen Triebkriege (8. Nov. 1777 an Frau von Stein): die alten Zweige verdorren, der neue Trieb bringt Iphigenie, Tasso, Wilhelm Meister, Hermann und Dorothea, aber stets erfüllt ihn „die Sehnsucht nach der Gunst eines sommerlichen Himmels und einer weicheren Landschaft“ —

Warmes Lüftchen, weh' heran,
Wehe uns entgegen,
Denn du hast uns wohl getan
Auf den Jugendwegen!

singt eine von Riemer den Faust-Paralipomena eingefügte Strophe.

Goethe ist das Kind eines naturfrohen Stammes; daraus erklärt sich seine Naturphantasie, die Hehn in den „Gedanken über Goethe“ mit feinsten Einfühlung untersucht, und vor allem seine Neigung,

. . . in idealen Umrissen die beharrende *Naturgestalt* unseres Geschlechtes, die substantiellen Lebensformen, in deren Schoße das Subjekt noch unerschlossen ruht . . .

in der Dichtung zu bannen. Die menschliche Gesellschaft bleibt trotz mannigfacher äußerer Schiebungen „für den, der das Erste und Allgemeine, die göttliche Idee schaut, immer ähnlich, gleichartig, ja die selbe“, und die ewigen, *typischen* Formen des menschlichen Daseins, denen er mit besonderer Liebe überall nachspürt, findet Hehn in Goethes Schöpfungen auf Schritt und Tritt in idealer Läuterung dargestellt: das Idyll „Hermann und Dorothea“ ist *ein* Hohelied auf die Naturformen des Menschenlebens, in der ort- und zeitlosen, rein typischen und doch wundervoll anschaulichen Elegie „Alexis und Dora“ spiegelt sich nur Ewigmenschliches, und der schwermütige Wanderer erwacht im Gespräch mit der Bäuerin unter den Ulmen aus wertherischer Verträumtheit zum Bewusstsein, dass nur die alt-neue Einfachheit des

menschlichen Zusammenlebens die innere Ruhe sichere. In der Gegenwart freilich, seufzt Hehn, herrscht statt dessen der nervöse, mechanische Amerikanismus: die Eisenbahn vernichtet den letzten Rest heimatlicher Gefühle, der Demokratismus räumt das Haus aus, statt das Erbe der Väter zu achten und zu mehren, die Maschine verrichtet die Arbeit der menschlichen Hand, die Frau weiß mit der Spindel nichts mehr anzufangen, und statt wie früher mit der Laute singend durch den Wald zu wandeln, sitzt das Mädchen am Klavier, „einem hässlichen, unförmlichen Kasten, und kehrt uns den Rücken“.

Doch Goethe ist für Hehn nicht bloß der objektivste Dichter — „die innere Unendlichkeit des Subjektes hat sich aufgetan und läutert sich zu Schönheit und Adel“, und Goethes gereinigter Subjektivismus offenbart sich nirgends so frei wie in seiner Lyrik. Wie die Charaktere in „Hermann und Dorothea“ Typen und Individuen zugleich sind, so ist Goethes Lyrik subjektiv *und* objektiv: sie ist Goethes Leben, aber zugleich umspannt sie die Empfindungswelten aller Menschen, so dass jeder einzelne in ihr sein eigenes Erleben zu finden glaubt — „nur deutlicher gestaltet und milder beleuchtet und aus dem trüben Druck der Gegenwart in die besänftigende Ferne der Phantasie versetzt.“ Goethes Dichtung ist wie der Mensch — Viktor Hehns Goethe! — reine *organische* Natur; das Vulkanische, Explosive ist ihr fremd, wie es dem Naturforscher als unästhetisch zuwider war. Sie ist ideal, das heißt, sie will nie für bare Wirklichkeit gelten; auch „Dichtung und Wahrheit“ ist als geschichtliches Dokument nur dem zugänglich, der den Weg des Dichters vom Tatsächlichen zum Idealen zurückzugehen versteht; Reales und Ideales durchdringen sich, so dass sich nicht entscheiden lässt, welches von beiden mächtiger ist. — Zur innern Harmonie kommt die Melodik der Form, für die Hehn ein äußerst feines Ohr hatte: Goethes Lieder sind nicht auf dem Papier entstanden, sie sind in der Seele gesungen. Reiche Empfindung birgt auch das Volkslied, aber es findet den adäquaten Ausdruck nicht, und der gute Gedanke geht daher oft unter der Roheit der Form zugrunde.

Still und klar ist für Viktor Hehn Goethes Lyrik; das romantische Zwielficht ist ihr ebenso fremd wie die unirdische Sternensehnsucht Jean Pauls oder der geräuschvolle Wortreichtum und

die mühsame, nicht vollständig in Form umgesetzte Reflexion von Schillers Gedankendichtung. Erkältende Reflexion hat im Bunde mit Kritik, Reaktion, Formlosigkeit in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die deutsche Lyrik zersetzt, und selbst die Jungen — Hehn schrieb das im Jahr 1848! — vermögen das misshandelte deutsche Lied nicht mehr zu erwecken: weder der frivole Heine, der jede feinere Stimmung selbst immer wieder roh vernichtet, noch der „stille und sinnvolle Eduard Mörike“, ein einsamer, „ländlicher Buchfink“, noch der „phantasie-reiche Gottfried Keller“.

An dieser Überzeugung hat Hehn zeit seines Lebens festgehalten. Goethe bleibt für ihn *der* deutsche Dichter; Goethes Dichtung allein ist für ihn Natur, Kunst, Inhalt und Form in harmonischer Durchdringung. Goethe ist ihm die wahre Erfüllung des hellenischen Ideals: Naturwesen und geistiges Wesen sind eins, das Sinnliche ist nicht brutal verdrängt, sondern es erscheint „zur Schönheit verklärt und in freiem Bunde mit dem Sittlichen“ — da hat der Mensch mit seiner Qual Seelenlust und Sinnen-genuss noch nicht feindlich geschieden. — Süddeutsche Wirklichkeitsfreude, geläutert durch den „großartigen Ernst der antiken Ethik“ und die „alles ausgleichende Ruhe“ der Spinozistischen Weltanschauung, genialer Schöpferdrang, über den Resten heiliger Vergangenheit zurückgeführt zum Frieden der Form — das ist Viktor Hehns Goethe.

* * *

Italien und Goethe! das sind die einzigen Säulen, worauf die geistige Existenz des gereiften Hehn ruht. Langsam ist im Lauf der Jahre alles andere von ihm herabgeglitten; die jugendliche Begeisterung für das romantische Mittelalter, für Frankreich, für den Konstitutionalismus ist verrauscht, und grollend wendet er der Gegenwart den Rücken, die ihn geräuschvoll umbrandet. Über ein Jahrhundert hinweg reicht er J. J. Winckelmann die Hand: die edle Einfalt und stille Größe der Antike, wie sie sich seinem Auge darstellt, schließt alle wahre Kultur in sich. Nur Goethe hat die innere Harmonie des antiken Menschen wieder erreicht; er ist ihm der Weg und die Wahrheit und das Leben; jeglicher Bildung unserer Zeit weist sein Werk und seine Entwicklung das Ziel.

Wo Goethes Iphigenie schon ist, dort liegt das Ziel der Altertumsstudien, zu dem ihre gelehrten Forschungen nur Mittel sind: das Altertum, seine humane Einheit und Kalokagathie (das Schön- und Gutsein) für unser zwar vertieftes, aber auch unseliges und zerrissenes Leben wieder zu gewinnen.

Eng scheint der Kreis zu sein, in den sich Viktor Hehns ganzes Dasein zurückzieht; das Heute hat keinen Raum darin, aber dafür liegen Jahrtausende offen vor seinem Blick, und seine Brust fasst den ganzen überschwänglichen Reichtum des Menschenherzens. — Wer, wie Viktor Hehn, in Goethes Welt oder wenigstens in der größten ihrer Provinzen Heimatrecht erworben, der darf sich den Luxus jenes durchgeistigten zeitlosen Epikuräismus leisten, dem der selbe Goethe die Melodie seines Verses geliehen:

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschließt,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem genießt,
Was, von Menschen nicht gewusst,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

ZÜRICH

MAX ZOLLINGER



DIE INTERNATIONALE KUNST- AUSSTELLUNG IN MÜNCHEN

Schwer ist es, in die drei ein halb tausend Kunstwerke, die dieses Jahr im Münchener Glaspalast ausgestellt sind, Sinn und Ordnung zu bringen; Erinnerungen und Eindrücke jagen sich wild und wollen sich nicht kristallisieren. Nur eine dieser Erinnerungen überwiegt: dass man jedesmal diesen Bazar unbefriedigt verließ, mit dem Bedürfnis nach einem starken Eindruck. Und den fand man am ehesten noch beim Kunsthändler; bei Heinemann vor dem segnenden Christus von Eduard Manet, bei Thannhauser vor „Le meunier, son fils et l'âne“ von Hodler und ein paar Leibl-Bildnissen.

* * *